



Michael Blum



Meine Lebenserinnerungen

Inhaltsverzeichnis

Überschrift	Seite
Einleitung	3
Meine Kindheit	4
Mein eigens Ferkel	11
Der Umzug	15
Schulzeit	17
Messdiener	19
Geld verdienen	21
Kommunion	23
Klosterzeit	25
Die Zeit als Knecht	28
Bergmann	30
Soldatenzeit	33
Nach dem Militär	53
Pensionierung	65
Schlechte Erinnerungen	68
Totengräber	72
Stammbaum	77
Anmerkung	78

Einleitung

Wir haben heute den 2. März 1949.

Da es heute schneit und stürmt und ich nicht meiner gewohnten Arbeit nachgehen kann, will ich meinen Lebenslauf schildern und wünsche, dass meine Enkelkinder das, was ich schreibe, lesen und beherzigen.

Ihr werdet sehen, liebe Enkelkinder, dass eure Großeltern nicht immer auf Rosen gebettet waren.

Auch an euch werden Tage des Glücks, aber auch Tage tiefer Trauer herantreten.

Aber denkt nur daran, wie ich es auf einem Wandspruch gelesen habe:

„Immer wenn du denkst, es geht nicht mehr, kommt irgendwo ein Lichtlein her.“

Meine Kindheit



Ein Plauderstündchen mit dem Herrn Pastor und Tante Söfgen.

Ich war fünf Jahre alt, als mein Vater starb und die Mutter mit drei kleinen Kindern zurückblieb. Mein Bruder war sieben Jahre, ich fünf Jahre und die Schwester 3 Monate alt – ein hartes Los für meine Mutter, denn es war damals nicht wie heute.

Eine Unterstützung gab es nicht, aber die Mutter hatte alles getan, um uns ehrlich durchzubringen.

Mein Bruder kam zu guten Leuten zum Viehhüten.

Wir hatten ein Haus und einige Morgen Land. Auch eine Kuh hatten wir, aber infolge der langen Krankheit meines Vaters noch Schulden bei den Schwestern meines Vaters.

Diese waren gut begütert und hätten gut einiges tun können für meine arme Mutter, aber sie taten das Gegenteil, um an ihre ganz armseligen Taler zu kommen, bis der liebe Onkel meiner Mutter ihr Anwesen versteigern ließ, um sich damit weiter bereichern zu können.

Die Mutter nahm alles, als von Gott geschickt, auf sich und trug ihr Leid still und gottergeben.

Eine andere Schwester meines Vaters, die meinem Vater 50 Taler in seiner Krankheit geliehen hatte, holte meiner Mutter die Kuh aus dem Stall.

Sie sollten aber kein Glück damit haben, denn kaum hundert Meter vom Hause entfernt wurde die Kuh scheu und ging wie wild durch, brach sich ein Bein und musste sofort abgeschlachtet werden.

Diese wie auch der Onkel sind zugrunde gegangen.

Ihr Vermögen ist heute in anderen Händen und ihre Nachkommen sind heute nicht zu beneiden. So wird das Sprichwort doch wahr, wenn man sagt:

„Gott richtet, wo Er nicht spricht!“

Jetzt kommt das, was ihr gerne vom Opa wissen wollt. Wie schon gesagt: Ich war fünf Jahre alt und ein kleiner Stropp, wie so viele in dem Alter.

Und weil ich eben so ein kleiner Stropp war, hatten die Leute mich gern.

Morgens, wenn die Mutter nicht gut aufpasste, war ich auf und davon ins Dorf.

Die erste Station war bei Mölters (heute Bäcker Dahmen), dessen Mutter – damals noch nicht verheiratet – den Haushalt führte.

Wenn ich nicht pünktlich dort eingetroffen war, hielt *Möltesch Suß*, wie wir sie nannten, schon Ausschau nach mir.

Wenn sie mich sah, war sie sichtlich erfreut. Dann musste ich frühstücken:

- ***eine Tasse Milch***
- ***und ein gutes Butterbrot***

lagen schon fertig. Dann wurden noch etwas Dummheiten gemacht und ich musste weiter, denn ich hatte ja Freunde im Dorf.

Die zweite Station war bei meinem Vetter Michael Krämer, dem Schnapsbrenner.

Dieser hatte eine junge, gute Frau, und die hatte immer etwas für mich: Zuckersteinchen, Äpfel und Plätzchen. Das sind ja so Sachen, die so einem lieben Jungen viel Freude machen.

Dann ging mein Weg weiter ins Dorf.

Meine dritte Station war ein kinderloser Bauer. Es wird ja oft gesagt:

„Wer selbst keine Kinder hat, kann auch keine leiden.“

Das war hier nicht der Fall. Wenn ich kam und der schon bejahrte Mann auf dem Hof war, hatte er immer noch Zeit, mit mir zur Tante zu gehen und ein kleines Gespräch mit mir anzuknüpfen.

Dann war es meistens um die Mittagszeit und ich musste dann selbstverständlich mitessen, was ich mir auch nicht zweimal sagen ließ.

Wenn die Magenfrage erst einmal gelöst war, musste ich fort, denn ich hatte auf meinem täglichen Rundgang durch das Dorf noch mehr Freunde, die ich besuchen musste.

Da war unser alter Herr Pastor Thier, ein großer Kinderfreund; ihn nicht zu besuchen, wäre mir fast wie eine Sünde vorgekommen.

Ich ging an die Glocke und bimmelte. Der alte Herr kannte mich schon am Schellen, denn ich ging nicht gerade zärtlich mit der Schelle um. Dann kam meistens die alte Schwester vom Herrn Pastor und machte auf.

Sie machte oft ein knurrigeres Gesicht, aber da machte ich mir nichts draus, denn man war das damals schon von der „**alten Juffer**“ [Jungfer] gewohnt.

Sie fragte mich dann, was ich wollte, obwohl sie es wusste, denn es war doch immer das Gleiche:

„Ich will zum Herrn Pastor!“

Dann erhielt ich trotz des gestrengen Gesichts von Tante Söfgen doch Einlass.

Vorher hieß es:

„Zum Kuckuck, die Füße abputzen!“

Endlich kam ich dann dahin, wo ich hinwollte.
Dann hieß es gleich:

„Guten Tag, Michel!“

„Guten Tag, Herr Pastor!“

Und wir reichten uns die Hände wie zwei Busenfreunde.

Dann mussten wir uns kurz zu einem Plauderstündchen zusammensetzen, und während der alte Herr seine lange Pfeife anrauchte, als ob ein armer Mann am Brotbacken wäre, musste ich ihm das Neueste aus dem Dorf erzählen.

Söfgen musste dann auf Befehl des alten Herrn – gegen ihren Willen – Äpfel oder sonst etwas Gutes bringen.

Dann wurde es natürlich höchste Zeit zum Kaffeetrinken, und ich verabschiedete mich vom Herrn Pastor mit dem üblichen Händeklatschen.

Dann hieß es:

„Bis morgen!“

und ich nahm die Sache sehr ernst. Dann ging er mit mir zur Tür und er hatte wieder einen Tag Ruhe – aber auch Söfgen!

Nun ging es über den Marktplatz zu Günter Krämer (Schütz). Das war meistens um die Kaffeezeit.

Dort war ich immer ein willkommener Gast; selbst wenn der Tisch schon gedeckt war, war für mich immer mitgedeckt.

Dann habe ich mich noch mit ihrem Jungen herumgetollt und dann ging es wieder zur Mutter.

Ich ging meistens auf Umwegen heim, von hinten herum über Krämers nach Hause, denn der Onkel und die Tante Krämer durften mich nicht sehen, sonst hieß es gleich:

„Bist du Schlingel auch noch hier? Mach, dass du heimkommst!“

Das war nicht sehr erfreulich und hinterließ bei mir keine guten Eindrücke von den lieben Verwandten. Nun ging es aber nach Hause und meine Mutter freute sich sehr, wenn ihr erster Junge wieder da war.

Mein eigenes Ferkel



Einmal auf meinem täglichen Rundgang kam ich zu Neusen Mattes. Die hatten in der vergangenen Nacht Ferkel bekommen. Nun hatten sie aber mehr, als sie brauchen konnten, und da durfte ich mir eins herausholen.

Er schärfte mir aber ein, das Tierchen gut zu pflegen. Er sagte:

„Vor allen Dingen muss es warm sitzen. Da tust du es am besten in die Taak (der untere Teil eines Wandschranks). Da tust du tüchtig Stroh hinein, dann liegt es warm.“

Ich zog meine Jacke aus und wickelte mein Schweinchen schön ein, damit es nicht kalt würde, und ließ ihm nur das Köpfchen heraus.

Unter ständigem Quieken ging es glücksstrahlend nach Hause.

Zum Glück war meine Mutter im Garten und ich konnte in aller Gemütsruhe das Bettchen für mein Schweinchen herrichten. Ich packte alles aus dem Schrank, holte mir ein Bündel Stroh und versteckte mein Tierchen schön warm im Schrank.

Die Mutter vermisste mich schon lange und wollte einmal Ausschau nach mir halten. Da kam sie in die Stube und sah die Bescherung!

Über die „**große Freude**“ meiner Mutter brauche ich wohl nichts zu sagen – ich habe sie einige Tage auf dem Hintern gespürt!

Man sagt ja auch:

Schweine bedeuten Glück!

Ich berief mich nur darauf, dass Neusen Mattes, das so angeordnet hatte, und das war in meinen Augen ein kluger Mann.

Ich ging noch am selben Abend zu Vetter Michel, der hatte mir dann eine Kiste gegeben; die war ziemlich groß. Er machte ein Seil darum, und noch andere liebe Jungen halfen mir, die Kiste nach Hause zu schleppen. Mein Vetter gab mir noch eine gute Belehrung, wie ich das Tierchen pflegen soll.

Er gab mir eine große Flasche mit einem Gummi-Nuckel daran und sagte:

„Die muss das Schwein viermal am Tag voll haben. Wenn die Mutter nicht da ist, gehst du an die Milchtöpfe, dann wird schon was aus dem Schwein.“

Ich habe das dann allerdings auch öfter auf dem Hintern spüren müssen, wenn ich an der Milch war.

Ich habe dann doch Frieden geschlossen und meine Mutter die Flasche fertigmachen lassen, aber dem Schwein gegeben habe ich sie selbst.

Schon nach wenigen Wochen brauchte ich nicht mehr allein meinen täglichen Rundgang durch das Dorf zu machen: Mein kleiner Liebling war immer bei mir, er lief mir auf Schritt und Tritt nach. Natürlich hatten wir zwei die Flasche immer bei uns. Bei meinen Freunden im Dorf bekam ich immer etwas in die Flasche für ihn und kam des Abends dann ziemlich gesättigt nach Hause.

Meine eine Tante sagte natürlich, wenn ich meine Vorführung begann:

„Mach du Schwein dich mit deinem Schwein nach Hause!“

Wenn ich weit genug von ihr entfernt war, sagte ich zu ihr:

„Du wärst noch froh, wenn du so ein Schwein hättest!“

Der Umzug



Nun sollten aber die schönen Jahre für mich bald ein Ende nehmen, denn meine Mutter wollte, um uns großzuziehen, wieder in Stellung gehen [arbeiten gehen].

Wir kamen dann bei anderen Leuten unter.

- Meine Schwester bei unserer Tante der Schwester meiner Mutter. Sie war dort sehr gut versorgt und wie ein eigenes Kind.
- Ich kam zu einem Onkel, und es war ein Glück, dass meine Cousine dort als Magd arbeitete und sich sehr gut um mich kümmerte. Aber im Haus durfte ich mich nicht aufhalten, dann hieß es gleich:

***„Mach, dass du rauskommst, du
Schwein!“***

Dass ich mich unter solchen Umständen nicht glücklich fühlen konnte, werdet ihr wohl begreifen. Aber meine guten Freunde im Dorf sahen das und ließen mich nicht im Stich.

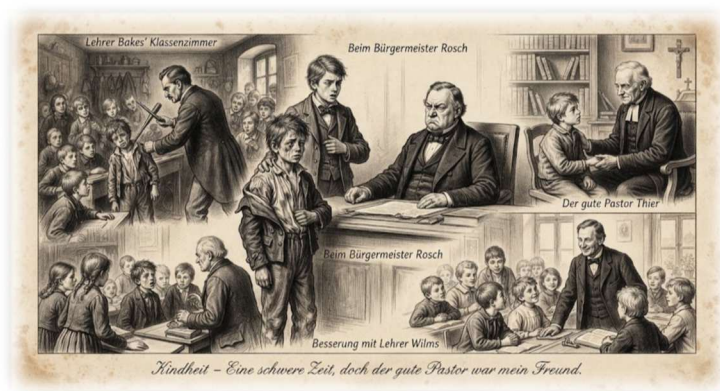
Mit Hilfe meiner Cousine packte ich meine sieben Sachen zusammen und quartierte mich um nach Schütz.

Hier habe ich drei gute Jahre erleben können; die hatten Verständnis und behandelten mich wie ihr eigenes Kind. Auch das Heimweh nach der Mutter war so groß, dass von meiner früheren Fröhlichkeit nicht mehr viel da war.

Diese Frau Schütz hatte alles getan, um mir die Mutter zu ersetzen. Auch ging ich viel an das Grab meines leiblichen Vaters, suchte Trost und weinte.

Die Mutter war wieder nach Verviers (Belgien) auf ihre alte Stelle gegangen, wo sie bereits vor ihrer Heirat dreizehn Jahre gewesen war, und die ließen sie nicht wieder fort. Sie musste dort ihre alte Beschäftigung als Köchin wieder aufnehmen. Wir waren nun getrennt, und das ist ein bitteres Los.

Schulzeit



Ich ging mittlerweile in die Schule und hatte das Unglück, bei einem Lehrer Bakes in die Schule zu gehen.

Durch mein Heimweh nach der Mutter war ich gedanklich nicht immer dabei. Dann gab es Haue, und nicht zu knapp – braun und blau gehauen stellte mein Vetter mich dem Bürgermeister Rosch vor.

Das war der Lokalschulinspektor, aber der hatte kein Verständnis dafür. Mein Vetter ließ die Sache aber nicht ruhen, ging zum Doktor und Kreisschulinspektor und erreichte, dass Lehrer Bakes fortkam. Dann bekamen wir Lehrer Wilms, und wir gingen wieder gern in die Schule.

Doch es blieb etwas wie Hass und Groll in meinem jungen Herzen gegen Lehrer Bakes und Bürgermeister Rosch. Ich hatte natürlich auch einen wahrhaft guten Freund, und das war Pastor Thier – Gott hab ihn selig!

Messdiener



Ich diene ihm die Messe. Wir hatten damals noch nicht so schöne Messdienergewänder wie heute; wir hatten einen langen schwarzen Mantel. Es war keiner von den Dienern so klein wie ich, und das sollte mir zum Verhängnis werden.

Eines Tages bei der heiligen Handlung sollte ich das Messbuch von der Epistelseite nach der Evangelienseite umtragen. Da trat ich mir auf den mir viel zu langen Mantel. Das Buch und der Messdiener fielen vor dem Altar her.

Die alten, frommen Betenden in der Kirche waren in ihrer Andacht gestört, und ich hatte Angst vor dem, was wohl nachher in der Sakristei geschehen würde. Aber es sollte anders kommen.

Der alte Herr strich mit der Hand über mein jugendliches Haupt und sagte:

„Da wird der Herrgott auch gelacht haben.“

Ich bekam aber einen kürzeren Mantel.

Geld verdienen



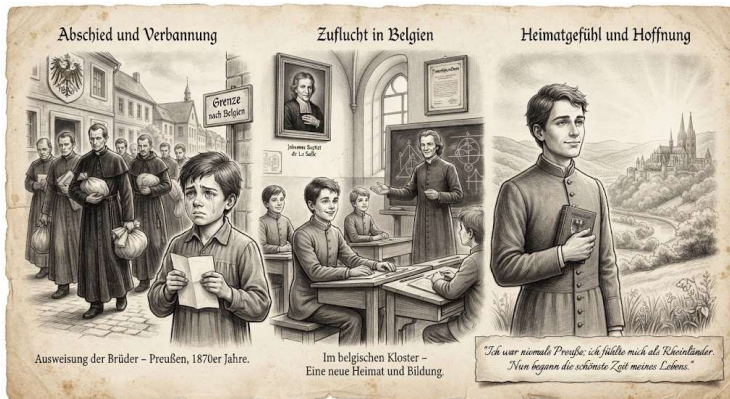
Ich kam nun in das Alter, in dem die Kinder der armen Leute ihr Brot selbst verdienen mussten. Man musste also Vieh hüten; außer Viehhüten gab es für den Hütejungen allerlei andere Arbeit, so zum Beispiel Knollen waschen, Holz hauen und abends bei der Lampe die Kartoffeln schälen für den nächsten Tag.

Es sollte wohl so sein, dass ich das Leben von der schlechten Seite kennenlernte. So kam ich zu einem Bauern in Offermeld, das Dorf hieß Mirfeld.

Er war noch nicht einmal ein armer Bauer, aber da gab es Kartoffeln, Brot und „Makai“ [Klatschkäs / Magerquark], wie die Leute dort dazu sagten. Butter habe ich nur ganz selten gesehen.

Wenn mittags die Kartoffeln auf den Tisch kamen, tat die Frau einige Speckgrieben über die Kartoffeln, aber dann waren auch zwölf Händchen im Körbchen und suchten fleißig nach den Grieben. Für den Hütejungen blieb nichts übrig, der hatte ja auch genug an Kartoffeln und wässriger Milch. Ich bin dann auch sechsmal weggelaufen, wurde aber jedes Mal von der Polizei zurückgebracht. Ob zu Recht oder Unrecht, das bleibt dahingestellt.

Kommunion



Als ich zur heiligen Kommunion war, kam ich nach Belgien.

Ich hatte dort einen Vetter im Kloster, und durch ihn erhielt ich ein Firm Stipendium.

Er war Lehrer bei den Brüdern der Christlichen Schulen. Diese standen unter dem Jesuitengesetz und wurden mit den Jesuiten aus Deutschland ausgewiesen. Der Stifter des Ordens war Johannes Baptist de La Salle. Dass diese braven Leute landesverwiesen wurden, gab mir Anlass, einen tiefen Groll gegen Preußen in meinem Inneren zu empfinden.

Ich muss es gestehen: Ich war niemals Preuße; ich fühlte mich wohl als Deutscher und Rheinländer, denn wenn wir auch Eifeler sind, gehören wir doch zum Rheinland.

Nun sollte für mich wieder eine bessere Zeit beginnen, und zwar die schönste meines Lebens.

Klosterzeit



Ich kam nach Tournai, an der französischen Grenze an der Schelde gelegen, an die Schule. Da hier aber keine deutschen Kinder waren, sollte ich in ein Kloster bei Henri-Chapelle [Heinrichskapelle], dort waren nur deutsche Jungen.

Auch diese Brüder waren sehr lieb zu mir, es gab sehr gute Verpflegung und in der Freizeit viel Sport, Wanderungen, Kahnfahren, Ballspiele und so weiter.

Das Kloster hieß Josephsthal.

Gleich nebenan war auch ein Kloster Marienthal; dort waren Alexianer. Diese hatten auch Zöglinge, und wir kamen viel zusammen. Am liebsten waren mir die Wanderungen.

Wir gingen nun viel bis Maastricht; auch kamen wir des Öfteren nach *Vieille Montagne* [Kelmis] bis in den Aachener Wald.

Dieses Ländchen war neutral und hatte drei Namen; es hatte etwa sechstausend Einwohner und eine Bleierzgrube. Die Deutschen sagten *Altenberg*, die Belgier *Vieille Montagne* und die Holländer sagten *Kelmis* dazu.

In diesem Neutral-Moresnet, wie man auch dazu sagte, hatten sich deutsche Jesuiten angesiedelt, ein schönes Kloster gebaut und eine wunderbare Kirche, wie ich selten eine gesehen habe.

Dort gingen wir viel hin.

Meine freie Zeit verbrachte ich immer bei dem Gärtnerbruder. Ich bildete mir ein, es könnte nichts Schöneres geben als unseren Garten mit seinen Laubengängen, seinem Spalierobst und seinen Blumenbeeten.

Der Garten war 1½ Morgen groß. Das Kloster war eine Wasserburg, wie man sie in Westfalen auch viel findet, und ein Baron aus Belgien hatte sie den ausgewiesenen Brüdern überlassen.

Unser Novizen Bruder hieß Cajus, war Österreicher, schlief bei uns im Schlafsaal und betreute uns wie eine Mutter.

Trotz aller Liebe und allem Guten, das ich erleben durfte, kam oft Grimm [Schwermut/Heimweh] über mich, sodass ich weinte.

Unser lieber Prior, Bruder Gottfried, schickte mich dann nach Hause auf Urlaub.

Aber als ich wieder in meinen Eifelbergen war, konnte ich nicht mehr zurück – trotz all der Güte und all der Liebe, die ich dort gefunden hatte.

Die Zeit als Knecht



Nun kam ich auf eine Mühle als kleiner Knecht – das heißt: klein im Lohn, aber die Arbeit war für einen großen Knecht. Dort musste ich beistehen, wie das früher üblich war. Hier habe ich das Mahlen gelernt.

Man denkt, dass die Leute früher noch ehrlich waren, aber schummeln konnten sie damals auch schon.

Der Winter ging in dem Jahr zu Ende, nun kam das Frühjahr, und man brauchte keinen kleinen Knecht mehr. Ich war froh, denn nun war die Stunde gekommen, in der ich fort konnte.

Meine Mutter durfte das nicht wissen, die wäre niemals damit einverstanden gewesen.

Ich machte mich also auf den Weg, hatte mir ein paar Mark Geld gespart und musste fein haushalten.

So kam ich nach Düsseldorf zu einer Krankenpflegerin, die fragte mich aus und hatte wahrscheinlich gemerkt, dass ich ein Ausreißer war.

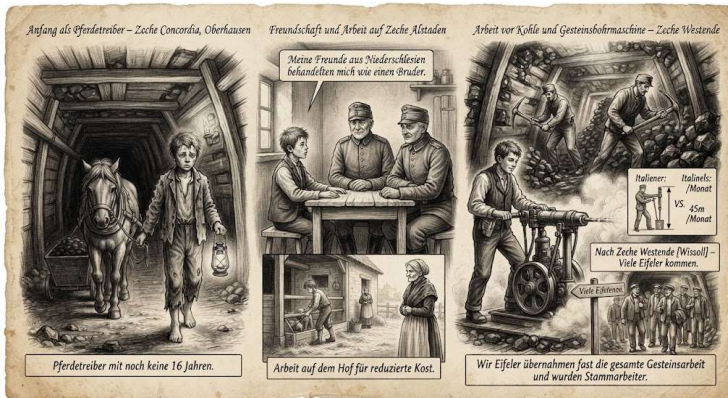
Aber am anderen Morgen kam schon ein Bauer und mietete [dingte] mich an. Ich kam nach Alt-Judenhof bei Langenfeld und wurde Milchkutscher. Ein schönes kleines Pony am Wagen – das war genau etwas für mich!

Nur eines gab es, was mich tief drückte, und das war: Wie wirst du das deiner Mutter beibringen?

Die Frau des Gutsbesitzers hat mir geholfen, denn ich hatte keine Geheimnisse vor dieser Frau. Bald war alles in guter Ordnung und ich lebte herrlich auf, als ich das vom Herzen hatte. Ich muss hier noch bemerken, dass ich einen guten Schutzengel hatte, sonst wäre ich bestimmt unter die Räder gekommen.

Doch hier sollte meines Bleibens nicht für lange sein Mein Bruder, der schon im Ruhrgebiet war, malte mir das Leben so rosig aus, dass ich nichts anderes konnte, als mit ihm zu gehen.

Bergmann



Noch keine 16 Jahre alt, fing ich auf Zeche Concordia in Oberhausen als Pferdetreiber an und nahm mir vor, Bergmann zu bleiben.

Es war damals schlecht – ich glaube sogar schlechter als heute. Verdienen tat ich 17 Groschen, und an Kostgeld musste ich 34 Mark bezahlen. Es mussten aber auch Kleider sein. Aber woher nehmen und nicht stehlen?

Ich ging auch bald zur Zeche Alstaden, wo ich 20 Pfennig mehr verdiente und auch Überstunden machen konnte. Hier schaffte ich mir einmal Kleider an.

Ich war bei einer alten Jungfer namens Stinke Wagmann in Kost.

Sie hatte einen guten Bauernhof geerbt und hielt Kostgänger, weil sie ängstlich im Hause war. In der Zeit, in der ich nicht auf der Zeche war, arbeitete ich auf dem Hof: Ställe reinigen, füttern, den Hof reinigen und so weiter.

Nun lernte ich zwei Niederschlesier kennen, die auch hier im Quartier waren. Der eine hieß Adolf Stöckel, der andere Willi Pichol. Beide waren Soldaten gewesen, waren gut katholisch und wir wurden sehr gute Freunde.

Sie behandelten mich, als wäre ich ihr Bruder. Kaufte ich mir Bekleidung, so gingen sie mit mir, damit ich nicht betrogen wurde. Auch verhandelten sie mit der alten Jungfer, dass ich für meine Arbeit auf dem Hof nur die Hälfte des Kostgeldes zu bezahlen brauchte.

Wir hatten uns so eng aneinander angeschlossen, dass wir auch zusammen die Arbeit auf Zeche Alstaden Aufgaben und gemeinsam zur Zeche Westende [Wissoll] gingen.

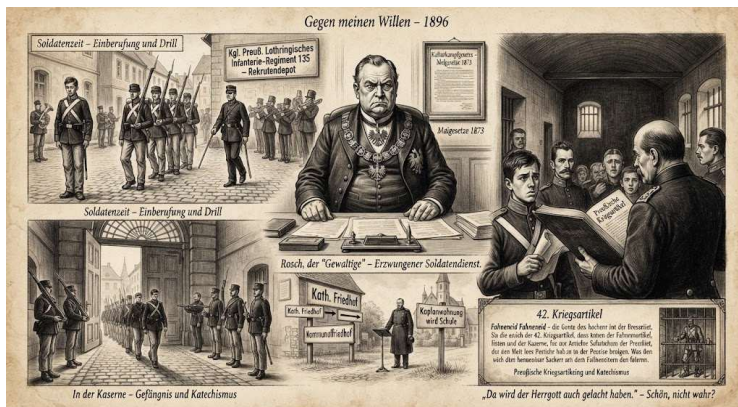
Meine beiden Freunde arbeiteten vor Kohle, während ich an eine Gesteinsbohrmaschine kam und dem damaligen Verdienst entsprechend schönes Geld verdiente (4 Mark).

Ich war der erste Eifeler, der drüben im Westen war. Einen Monat später kam ein Steiger [... Dann] kam auch ein Mann aus Schönberg namens Michels. Der übernahm die Bohrmaschine, die bisher von Italienern bedient worden war. Michels fing aber erst an, nachdem die Italiener von der Maschine fort waren. Die Italiener hatten ihre Höchstleistung mit 16 Metern im Monat quittiert, während Michels gleich im ersten Monat 45 Meter auffuhr.

Nun waren die Italiener erledigt, und Michels holte Eifeler von der Zeche Selbeck.

So kamen nach und nach viele Eifeler nach Westende, übernahmen fast die gesamte Gesteinsarbeit und wurden sogenannte Stammarbeiter. Ich habe insgesamt elf Jahre auf Zeche Westende gearbeitet.

Soldatenzeit



1896 musste ich Soldat werden und zum [Lothringischen Infanterie-]Regiment 135.

Da ich aber nie ein Freund von Uniformen und militärischem Drill war, fiel mir das Soldatenleben schwer. Es lag auch ein Antrag auf Zurückstellung vor, der von Bürgermeister Rosch ausging.

Mein Bruder war bereits Soldat und meine Mutter wollte einen Sohn ganz frei haben, aber das scheiterte an dem „Gewaltigen“ (Rosch).

Und so wurde ich gegen seinen Willen Soldat, und meine Mutter stellte dem preußischen Militär ihre zwei Jungen zur Verfügung.

Ich muss hier bemerken, dass Rosch ein tüchtiger Preuße war und den damaligen Kulturkampfgesetzen Vorschub leistete!

So verdankten wir ihm, dass der katholische Friedhof ein Kommunalfriedhof wurde.

Ein Gebäude, das der katholischen Gemeinde gehörte und als Kaplanwohnung dienen sollte, wurde zur Schule – er war also einer, der mit den Maigesetzen von 1873 einverstanden war!

Darum war dieser Herr Rosch, obwohl er selbst nicht Soldat gewesen war, doch Vorsitzender des Bleialfer Kriegervereins!

Das konnte aber auch nur in Bleialf möglich sein.

Es war hier zu seiner glorreichen Regierungszeit an der Tagesordnung, dass die Soldaten von den armen Witwen und armen Leuten gestellt wurden das kam wohl davon, dass die kleinen Leute nicht über Eier, Schinken und Butter verfügten; denn der Herr Rosch war ein großer Freund von Lebensmitteln, was auch sein gepflegter Bauch bewies!

Nun war ich ja königlich preußischer Musketier und die Erziehung konnte losgehen.

Gleich am ersten Tag wurden wir mit allerhand Maßnahmen bedacht. Während wir zu viert nebeneinander durch die Stadt geführt wurden, spielte die Musik „**Alle Vögel sind schon da**“.

Dann kamen wir in unsere Kaserne – oder besser gesagt: ins Gefängnis.

Es ging durch ein großes Tor, die Wache präsentierte das Gewehr, und der gestrenge Herr Hauptmann ließ uns noch am späten Nachmittag die preußischen Kriegsartikel vorlesen.

Man könnte auch sagen: preußisch-militärischer Katechismus, denn wir mussten dauernd daraus lernen.

Das Erste, was wir können mussten, war der Fahneneid. Ich konnte gut auswendig lernen und so fiel es mir nicht ganz schwer.

Ich kann ihn heute noch wie am ersten Tag.

Er hieß:

„Ich, Musketier [Name], schwöre zu Gott dem Allmächtigen einen leiblichen Eid, dass ich Seiner Majestät dem Kaiser und König, meinem allergnädigsten Landesherrn, in Kriegs- und Feindeszeiten zu Wasser und zu Lande treu und redlich dienen, Allerhöchstderoselben Nutzen und Bestes befördern, Schaden und Nachteil aber abwenden und mich so betragen will, wie es einem rechtschaffenen, ehrlichen, friedliebenden Soldaten eignet und gebührt, so wahr mir Gott helfe und sein heiliges Evangelium!“

Dann gab es noch so viele lehrreiche Artikel in diesem Katechismus. Ich weiß nicht mehr die Nummer, ich glaube aber, es war der 42. Artikel, der lautete:

„Wer auf mein Kommando oder auf Wache seinen Platz eigenmächtig verlässt, wird mit mittlerem oder strengem Arrest, nicht unter 14 Tagen, oder mit Gefängnis oder Festungshaft bis zu drei Jahren bestraft; im Felde tritt die Todesstrafe ein.“

Schön, nicht wahr?

Von diesem Artikel hätte ich bald Gebrauch gemacht – davon später.

Also wusste ich jetzt, wer ich war: Soldat vom Scheitel bis zur Sohle.

Wir hatten gleich am ersten Tag unseres Hierseins eine Uniform empfangen – wenn man sie noch so nennen konnte. Es waren in Wirklichkeit Lumpen, der sogenannte 6. Anzug; von der ursprünglichen Uniform war nichts mehr zu sehen, Flick auf Flick. Keinen Sträfling hätte man so über die Straße geschickt!

Während die Offiziere gebügelt und gestriegelt waren, liefen wir herum wie Vogelscheuchen. Meine Hose hatte zweierlei Beine: ein kurzes und ein langes.

Mein Vorgänger scheint also ein kurzes Bein gehabt zu haben, während die Jacke (oder der Rock, wie wir zu diesen Lumpen sagen sollten) für zwei Mann Platz geboten hätte. Der Vorgänger muss also ein riesenstarker, dicker Soldat gewesen sein. Kurz: Ich fühlte mich wie ein Uniformträger.

Wenn im Dritten Reich die braunen Uniformen auch so ausgesehen hätten, wäre gewiss keiner Hitler nachgelaufen!

Jetzt lernten wir in dieser schneidigen Uniform Grüßen, Marschieren und Laufen – oft zehnmal bis zum Küchengebäude hin und her gejagt: Hände rollen, Arm strecken und Beinschwingen. Auch Hinlegen lernten wir. Und da sollten wir die Uniform schonen!

Oft war es, besonders nach Regen, recht schmutzig, und wir mussten mit der schönen Uniform durch den Dreck kriechen wie die Würmer.

Wenn der Dienst vorbei war, lernten wir das Reinigen der Uniform und das Stiefelputzen – falls man das überhaupt Stiefel nennen konnte.

Ich hatte zum Beispiel einen Stiefel, der drückte, während der andere viel zu groß war.

Ich hatte immer Schuhnägel in der Tasche, damit ich vor der Besichtigung die fehlenden Nägel noch flott in die Löcher drücken konnte, wo einmal Nägel gewesen waren. Sonst gab es von dem gewaltigen Herrn Unteroffizier ein gewaltiges Kreuzdonnerwetter und als Sonderzuteilung 14 Tage Stubendienst.

Das war alles Erziehung, um später die nötige Vaterlandsliebe zu besitzen, um später das Vaterland zu verteidigen und sein Leben für Kaiser und Krone herzugeben.

Dann kam die Vereidigung. Jetzt wurden wir in die erste Uniform gesteckt und man hängte uns sogar ein großes Messer [Seitengewehr] an die Seite. Da sollte man nicht stolz sein! Wir wurden an diesem Tage auch anständig behandelt, bekamen sogar Feiertagsessen und hatten den Tag dienstfrei.

Nachts haben viele Kameraden ziemlich geweint; ich nahm die Sache nur von der lächerlichen Seite und schlug mich so durch.

Nach der Vereidigung fing die Erziehung von neuem an, und zwar noch gewissenhafter. Einmal jagte uns unser Erzieher durch Feld und Lehm.

Da hatte gerade ein Bauer Mist auf den Acker gefahren – das war wieder etwas für unseren Erzieher!

Er dirigierte uns mitten in das Mist Feld und dann ging es los:

„Hinlegen! Auf! Marsch, Marsch! Links schwenkt, Marsch, Marsch! Hinlegen!“

Und so ging es weiter, bis der Leutnant die Sache leid war. Das war nun wieder „**Erziehung**“, oder man nannte es wenigstens so. Ich dachte mir immer: *Es geht alles vorüber.*

Wir sangen auch öfter:

„Lustig ist das Soldatenleben, in bunten Kleidern herumzugehen...“

Jetzt wurden wir auch im Schießen ausgebildet. Daran hatte ich mehr Interesse. Ich wurde ein guter Schütze und habe jedes Jahr die Schützenschnur [Spange] bekommen – und die gab es nur siebenmal in der Kompanie! Das war mein Glück und hat mir manche Stunde Nachexerzieren erspart.

Zu Ostern hatten wir Urlaubsschießen und ich war auch einer von denen, die Urlaub erhielten. Ich wollte aber nicht fahren, da mein Portemonnaie mir so oft den Dienst versagte – mussten wir doch die halbe Fahrkarte bezahlen.

Aber es half nichts: Ich bekam sogar das Geld aus der Kompaniekasse und musste fahren! Aber als wir zurückkamen, hatten wir nach Aussage des Herrn Hauptmanns alles vergessen, und das musste nachgeholt werden: drei lange Wachen, jeden Tag drei Stunden!

Da hatten ein Kamerad und ich wirklich vor durchzubrennen; wir wollten nach Frankreich zur Fremdenlegion, denn schlimmer konnte es dort auch nicht sein. Wir haben uns die Sache aber noch einmal überlegt und unsere ehrenvolle Soldatenzeit schließlich doch rumgekriegt.

Wir hatten die Rekrutenzeit bereits hinter uns und nun ging es in die Stammkompanie.

Das war nun wieder „**Erziehung**“: Wenn der Hauptmann schlecht gestimmt war, kamen die Rekruten ins erste Glied, die Stammlaute ins zweite Glied. Dann ging es los:

„Marsch!“

Dann sollten die alten Leute den Rekruten beibringen, die Beine herauszubringen – natürlich mit Fußtritten. Zögerten die Alten damit, durften die Rekruten wegtreten und mit den alten Leuten wurde ein Extra-Stündchen abgehalten.

Schon am nächsten Tag wurde der Spieß umgedreht, da klappte die Erziehung!

Mein Freund Heinrich Schmitz aus Oberfranken und ich waren gleich groß und standen nebeneinander im Glied. Er schoss auch sehr gut, noch besser als ich, und wegen unserer Schießleistungen wurden wir zu Gefreiten vorgeschlagen.

Das war in Metz beim Bataillonsexerzieren. Wir hatten auch bis zum Manöver eine ziemlich gute Führung. Aber ich glaube, dass man uns nicht als einwandfreie Preußen ansah: Mein Freund hatte nämlich unserem polnischen Unteroffizier aus Versehen so auf die Hühneraugen getreten, dass er einige Tage keine Stiefel anziehen konnte.

Ich sollte aussagen, wie das gekommen war, aber ich wusste es angeblich nicht. Da bekamen wir beide zwei Stunden Nachexerzieren, und der Herr Unteroffizier hatte den Trost und die Freude, uns höchstpersönlich vorzunehmen!

Wir traten dann auch – Heinrich und ich – unseren Leidensweg an, mit den vorgeschriebenen Standpauken. Und da wir uns vorher gut abgesprochen hatten, konnte es losgehen: Der Herr Unteroffizier hatte sich ein Plätzchen ausgesucht, wo nicht jeder unser Theater beobachten konnte.

Mit einem schneidigen Marsch – halb rechts, halb links, geradeaus – brachte er uns an den richtigen Platz.

Dann hieß es:

„Hinlegen!“

Darauf hatten wir gewartet! Nun sollte das Aufstehen kommen, aber das wollte durchaus nicht klappen.

War der eine fast in der Höhe, fiel er wieder hin; dann war der andere an der Reihe. War einer auf den Beinen, musste er dem anderen helfen, damit der auch wieder auf die Beine kam – und dann fielen wir beide hin! Das Theater hat eine halbe Stunde gedauert. Unser Feldwebel, ein sehr guter Mensch, der die Aufsicht hatte, hielt sich den Bauch vor Lachen!

Er konnte den Unteroffizier auch nicht leiden. Der Feldwebel war aus Pommern, ein Bauernsohn, sehr wohlhabend und sehr gerecht in der Behandlung der Soldaten. Nach unserer Theaterstunde ließ er uns aufs Büro rufen, gab jedem 30 Pfennig und eine gute Zigarre und meinte, so hätte er lange nicht gelacht.

Die 30 Pfennig haben wir dann in die Kantine gebracht – das gab zwei Halbe [Bier] und das Geld war gut angelegt.

Wir lagen damals in Metz in der König-Johann-Kaserne, wo uns die Wanzen bald aufgefressen hätten. Dann kamen noch Regiments- und Brigadeübungen und beinahe hätten wir die [Kaiserscheibe] bekommen. Dann ging es ins Manöver.

Das gefiel mir schon besser als der Kasernenhof Drill.

Leider war in Lothringen bei den Bewohnern nichts los und wir wurden immer als Preußen tituliert.

An einem Mittwoch kamen wir nach Reidingen bei St. Avold ins Quartier. Hier hatte ich einen Onkel, der war Lehrer. Der hatte den Hauptmann gebeten, dass ich bei ihm ins Quartier kommen dürfte, was unter vielen guten Belehrungen seitens des Hauptmanns großzügig erlaubt wurde.

Donnerstags hatten wir Ruhetag und am Freitagmorgen, noch ehe die Hähne krächten, ging es fort. Der Onkel steckte mir 10 Mark zu, die mir am anderen Tag zum Verhängnis wurden.

Am Abend bezogen wir Biwak, und nach den Strapazen des Tages hatten wir ein Anrecht auf ein Glas Bier.

Wir gingen zum Marketender, und da wir Durst hatten, ließen wir es uns schmecken. Wir hörten nicht auf das Signal zum Schlafengehen und bekamen drei Nachwachen aufgebrummt und mussten uns alle zwei Stunden in der freien Zeit beim Spieß melden.

Trotzdem ließ Heinrich den Mut nicht sinken. Als wir dann auf dem Marsch noch kräftig mitgesungen haben:

„Unser Hauptmann, der ist gut...“,

da musste der Alte auch lachen und schnaubte nur mit der Nase.

Das Manöver ging dann glücklich zu Ende, die alten Jahrgänge gingen nach Hause und wir waren jetzt die Alten! Jetzt wurden die Lieblinge zu Gefreiten gemacht, und ich wurde wegen meiner angeblich schlechten Führung vorläufig zurückgesetzt. Es war aber gut so, denn ich hätte als Gefreiter der Kompanie auch keine Ehre gemacht!

Um den Schmerz leichter zu überstehen, aber auch wegen meiner guten Schießleistungen, wurde ich nach Mülheim an der Ruhr abkommandiert, um die Rekruten mit abzuholen.

Das passte mir gerade recht, denn außer Verpflegung gab es noch Marschzulage und feine Fahrt.

Jetzt ging es – schneidig geputzt und voller Stolz mit der Schützenschnur auf der Brust und der Denkmünze am gelben Bande, die wir 1897 erworben hatten – los nach Mülheim, wo wir dann von unserem Leutnant einen halben Tag Urlaub bekamen.

Ich wollte ab nach Meiderich, war aber pünktlich zur Stelle, während mein Kamerad aus Essen erst zu spät eintraf; der hat dann auch 14 Tage Arrest bekommen.

Ich hatte einige Bekannte getroffen und die hatten mich eingeladen, mitzukommen, was ich auch tat. Diese hatten etwas zu trinken bei sich auf der langen Fahrt. Ich musste tüchtig mittrinken, wurde müde und schlief ein.

Nachts in Kalscheuern gab es Essen, und als wir in unserem Abteil noch in tiefem Schlaf lagen, während der Leutnant die Tür öffnete, ging auch schon das Donnerwetter los: Die jungen Vaterlandsverteidiger bekamen den ersten Geschmack vom Militarismus! Mir brachte die Sache gleich drei Tage Arrest ein.

Wir kamen am anderen Tag in Diedenhofen an, und ich kam bei Wasser und Brot zu „**Vater Tillmann**“ [Arrestanstalt] und hatte Zeit, meine gegen das Vaterland begangenen Sünden herzlich zu bereuen. Ich nahm mir vor, mich wenn möglich zu bessern! Ich habe dem Hauptmann auch versprechen müssen, dass so etwas nicht mehr vorkomme.

Nun gab es ja anderen Dienst für uns, während die Rekruten genau so wie wir im vorigen Jahr zu Menschen erzogen wurden.

Ich hatte einen Stein im Brett bei unserem Feldwebel – trotz aller Vergehen, die ich schon auf dem Gewissen hatte.

Ich wurde Ordonnanz und musste jeden Tag in die Stadt, stolz eine Mappe mit den militärischen Geheimnissen tragend!

Ein besserer Anzug als Rekrut, das Haupt gekrönt mit der Pickelhaube und bei Sonnenschein sogar noch die weiße Hose an, den Schnurrbart gedreht, dass die Härchen bald aus der Wurzel gedreht wurden!

So ging es unter stummen Grüßen an den Herren Offizieren und Unteroffizieren die Straße entlang zum Regimentsbüro. Ich war mir der großen Ehre voll bewusst und ließ das Zivilvolk unbeachtet vorübergehen – sogar die Mädchen sah ich ruhig als Menschen zweiter Klasse an des Weges gehen.

Das ging dann auch lange gut und ich bekam sogar ein Lob vom Hauptmann.

Doch es sollte nicht lange dauern, da traf ich einen Landsmann in Diedenhofen, der in den Erzgruben beschäftigt war und mich einlud, ein Gläschen Bier mit ihm zu trinken. Wir sprangen in eine Wirtschaft und tranken. Ich kam dann mit etwas Verspätung in der Kompanie an. Der Besuch beim Landsmann war mir so in die Knochen gefahren, dass ich keine rechte Haltung annehmen konnte. So fiel ich auf: drei Tage Arrest und als Ordonnanz abgelöst!

Jetzt musste ich wieder normalen Dienst machen und kam auf Stube 11 zu meinen Freunden, die auch alle schon **Vater Tillmann** einen Besuch abgestattet hatten.

Mittlerweile ging ein Tag nach dem anderen herum und wir strichen fleißig die Tage im Reservekalender ab. Bald sangen die Vögel Frühlingslieder.

Da ich mich mittlerweile wieder gut geführt hatte, wurde ich vom Feldwebel zum Hauptmann in den Garten abkommandiert.

Als der Hauptmann mich in seinem Garten bemerkte, war er außer Rand und Band – ich hatte ja auch zu schwer gesündigt, das wusste ich wohl!

Er hätte mich am liebsten fortgejagt, aber es schien mir bald so, dass zu Hause nicht der Hauptmann das Sagen hatte, sondern seine Frau. Ich sollte dann anfangen zu arbeiten, und sie konnte mich gut leiden – besser als der Hauptmann!

Nun klappte die Sache endlich: Ich bekam jeden Tag mein Bier und Zigarren von der „**Gnädigen**“, wie das so einem braven Musketier zustand, und außerdem samstags noch 1 Mark.

Nachdem der Hauptmann doch einsah, dass ich mich ernstlich gebessert hatte, sprach er eines Tages auch wieder mit mir.

Er gab mir wieder gute Ermahnungen und wir waren wieder Freunde.

Nun war wieder einmal Sonntag und wir durften in weißer Hose sonntags ausgehen. Wir waren zu viert zusammen, darunter auch Freund Heinrich.

Unser Lieblingslokal war die „**Moselmutter**“.

Dort gingen wir hin. Hier bekamen wir, wenn das Geld nicht reichte, auch mal einen Humpen auf die nächste Löhnung gepumpt – wir waren hier schließlich Stammgäste! Es war wirklich schön, und unter Absingen der schönen Reservelieder ging der Nachmittag dahin.

Der Abend kam und der Mond machte eine lächerliche Miene – vielleicht hatte er gemerkt, dass für uns schon lange der Zapfenstreich geblasen worden war. Also wieder eine schwere Sünde!

Am nächsten Morgen gingen wir vier treuen Musketiere – ohne Wasser und Brot unterm Arm, mit niedergeschlagenen Augen, tiefer Reue im Herzen und begleitet vom Gespött der Boswilligen – zu Vater Tillmann.

Nun sollte ich Zeit bekommen, über alles nachzudenken. Aber es konnte alles nichts mehr helfen: Meine gute Zeit war hin.

Nur der Feldwebel hatte noch Mitleid mit uns.

So kommandierte er uns eines Tages in die Handwerkerstätte, wo wir Sachen anpassen mussten.

Die Kompanie hatte Kompanieexerzieren und der Hauptmann klemmte wie gewöhnlich sein Monokel ins Auge, damit er die Drückeberger besser beobachten konnte.

Dann hieß es:

„Feldwebel, Liste heraus!“

Dann begann das Aufschreiben für das nächste Strafoxerzieren.

Schon hatte der Feldwebel ein ganzes Register voll, als der Hauptmann plötzlich brüllte:

„Feldwebel, Johann, Blum und Schmitz aufschreiben!“

Der Feldwebel erwiderte, da die beiden nicht dabei waren:

„Wo sind die beiden denn?“

„Zur Regimentskammer, Sachen anpassen!“

„Egal, egal, aufschreiben! Wenn sie hier wären, wären sie schließlich auch dabei!“

Wir haben dann noch unser Stündchen absolviert, aber unter der Aufsicht des Feldwebels hat es gut geklappt.

Unter tiefem Reueschmerz nahmen wir uns vor, uns von jetzt an gut zu führen, denn wenn es jetzt noch drei Tage Arrest gegeben hätte, hätten die nach der Entlassung abgebrummt werden müssen und wir hätten das Schönste versäumt: die Reservefeier!

Eines muss ich noch erwähnen: Unser Vizefeldwebel, ein biederer Polensohn, den wir unter dem Namen „**Mottakoy**“ kannten.

Als wir einmal wieder Biwak bezogen hatten, fehlte ihm am nächsten Morgen beim Aufbruch (was immer eilig ging) sein Koppelschloss – und in seinem Helm lag etwas nicht ganz Schönes drin Ihr könnt euch denken, was!

Das war der Dank dafür, dass er uns so „gut“ erzogen hatte. Ja, die Rheinländer!

In der Kaserne angekommen, wurden die Klamotten zur Kammer gebracht, die letzte Nacht ohne Zapfenstreich verbracht und am nächsten Tag ging es zum Bahnhof und heimwärts.

Dabei sangen wir:

***„Wir brauchen nicht immer und ewig in
Diedenhofen Soldat zu sein! Wir kehren
immer wieder nach Hause und dienen
dem Kaiser nicht mehr!“***

Das war ein kleiner Abschnitt meines Lebens. Nun nahm ich meine Bergmannstätigkeit wieder auf.

Es war nicht leicht, diese schwere Arbeit, aber doch viel lieber als preußischer Soldat. Als ich wieder am Arbeiten war, kam meine Mutter zu mir nach Meiderich.

Nach dem Militär



Ich hatte eine Wohnung bei einer Bäckerei und Kolonialwarenhandlung; der Besitzer war Witwer. In meiner freien Zeit fuhr ich mit dem Brotwagen, um die Kundschaft zu bedienen, oder half dem Gesellen in der Backstube. Die Frau gab uns an Brot und Waren so viel, wie wir brauchten, und wir lebten gut.

Ich lernte dann auch bald ein Mädchen kennen, das ich heiratete, obwohl ich noch jung war. Aber es hat mich nicht gereut:

- **1898 vom Militär entlassen,**
- **1899 geheiratet.**

Immer noch arbeitete ich auf Zeche Westende.

Mein Schwiegervater gab mir eine Baustelle auf seinem Gartengrundstück, und ich musste dafür sorgen, dass dort ein Haus hinkam. 1350 Mark musste ich erst einmal für Kanalisation und Straßenbaukosten hinlegen – das war eine harte Nuss, aber meine Frau und ich haben es hinbekommen.

Nachdem ich Geld von der Sparkasse bekommen hatte, konnte es losgehen: Frisch gewagt ist halb gewonnen! Es war sehr riskant von mir.

Die Ausschachtung habe ich neben meiner Berufsarbeit erledigt, ebenso die Schutzdecken und den Anstrich, wofür ich vom Unternehmer 950 Mark in Abrechnung bringen konnte.

Jetzt hatten meine Frau und ich 2300 Mark erspart; das Haus kostete 10.000 Mark.

Es war ein dreistöckiges Haus mit 13 Zimmern, einem Ladenlokal und einer Trinkhalle.

Mein Schwiegervater bediente die Trinkhalle, und im Laden hatten wir Weiß- und Wollwaren.

Während ich zur Zeche ging und Geld verdiente, nutzten wir die Einnahmen aus Laden und Trinkhalle nur für Neueinkäufe, und so hatten wir bald ein gutes Geschäft. Alles in allem waren wir zufrieden und lebten gut zusammen, bis eines Tages meine Schwägerin dazwischenkam und

Unfrieden in unser Haus brachte, Sie wollte das Recht für sich in Anspruch nehmen und alles nach ihrem Willen bestimmen.

Meine Frau und ich hatten bald nichts mehr zu sagen, und wenn ich nicht zu Hause war, machte ihre Schwester meiner Frau die Hölle heiß.

Die Mutter hielt mit der Tochter zusammen, und mein Schwiegervater, der alles vorausgesehen hatte, hat oft geweint.

Um des lieben Friedens willen suchte ich mir eine Wohnung, zog aus und ließ alles seinen Lauf nehmen.

Es kam, wie der Vater es geahnt hatte: Die Schwägerin lebte auf großem Fuße, die Eltern hatten nichts mehr zu sagen, und so kam es, dass sie öfter zu mir kamen und mich bestürmten, wiederzukommen. Wir hatten mittlerweile zwei Kinder.

Ich ließ mich dann – da ich meinen Schwiegervater gut leiden konnte – noch einmal überreden, und wir gingen wieder nach Hause. Meine Schwägerin hatte mittlerweile Ausverkauf gehalten und das Geld komplett für sich verwendet. Es war aber auch jetzt kein Auskommen mit ihr, und so zogen wir wieder aus und hatten Frieden.

Der Vater starb bald darauf, und dann war die Mutter an der Reihe. Ich will nicht darüberschreiben, wie sie die Mutter behandelt hat.

Ich ging nun von Westende fort nach Hamborn; erstens, damit ich von der ganzen Sache nichts mehr mitbekam, und zweitens, weil man auf den Thyssen-Gruben mehr verdiente.

Es ging mir gut und wir konnten passabel leben.

Wir hatten einen Betriebsführer, der später Generaldirektor wurde; er war mir sehr zugetan, und ich verdiente gut.

Ich war in der Vorrichtung beschäftigt – das heißt Querschläge, Schachtarbeit, Füllorte und Aufbrüche, worauf seitens der Beamten besonderer Wert gelegt wurde. Meine Familie wurde nach und nach größer, sodass ich mir ernsthafte Sorgen machte. Aber immer, wenn du denkst, es geht nicht mehr, kommt irgendwo ein Lichtlein her!

So auch bei mir:

Eines Tages wurde ich zu dem vorgenannten Betriebsführer bestellt, der inzwischen Direktor geworden war. Barsch, wie die Bergmannssprache nun einmal ist, sagte mir der Direktor nach dem Austausch unseres „**Glückauf!**“:

„Blum, du bist ab morgen Aufseher! Es fängt morgen ein Unternehmer hier an, der Gesteinsarbeiten übernommen hat, und du kommst dabei als Aufseher zum Einsatz!“

„Aber Herr Direktor, wie ist es mit dem Lohn? Ich habe schon eine große Familie, und die wollen leben!“

Da sagte er mir:

„Das ist schon festgesetzt: 180 Mark Gehalt, 25 Mark Diverse und von jedem aufgefahrenen Meter 1 Mark. Bist du zufrieden?“

Ich konnte mich nur noch bedanken.

Am anderen Tag kam dann auch der Unternehmer, dem ich vom Herrn Direktor vorgestellt wurde. Dieser grüßte sehr bestimmt, und man meinte, er könnte einen mit seinem Blick durchbohren.

Dann sagte er zum Direktor:

„Er wird schon der Richtige sein, den Sie mir zur Verfügung stellen.“

Zu mir gewandt sagte er:

„Vor allen Dingen müssen Sie ehrlich sein! Unsere Arbeiter werden so bezahlt, dass ich vor meinem Herrgott bestehen kann. Wenn nach Monatsschluss die Abrechnung vorliegt und meine Arbeiter einen Lohn haben, mit dem sie samt Familie auskommen können und was dann übrig ist, kann ich mit Recht für mich buchen.“

Ich habe diesen Mann achten und lieben gelernt, weil er gerecht war. Seine Kinder wurden streng erzogen. Seine beiden Jungen waren in Grand-Halleux in Belgien bei den Schulbrüdern, und seine Mädchen wurden bei den Schulschwestern erzogen.

Dieser Mann hieß Franz Gladen und stammte aus Recklinghausen. Uns ging es nun dank des Herrn Direktors gut.

Ich kam dann später nach Zeche Hermann in Selm hinter Dortmund (es war 1909–1911). Dort war es furchtbar warm: Der Schacht war 1040 Meter tief bis zur Tiefbausohle. Es herrschte eine Temperatur von 38 Grad Celsius und das Wasser hatte 52 Grad Celsius – weißt du, was das heißt?

Da waren wir, glaube ich, schon nah an der Hölle.

Nur bei äußerster Vorsicht war es überhaupt möglich, dass wir nicht in die Luft gegangen sind, denn das ganze Loch stand voll Schlagwetter.

1911 kam ich von dort weg, und kurze Zeit darauf wurde der Schacht unter Wasser gesetzt – die Bergpolizei erlaubte kein Weiterarbeiten mehr.

Ich kam dann mit meinen Leuten zur Zeche Lohberg bei Dinslaken am Rhein. Dort hatten wir Pech: Schon nach zwölf Monaten war es auch hier vorbei.

Wir ersoffen förmlich – es strömte so viel Wasser nach, dass nach acht Stunden der Füllort und die Schächte (mit einem Durchmesser von 8 Metern) bis zur 1. Sohle unter Wasser standen (von Sohle zu Sohle waren es 100 Meter).

Ein gewisser Peter Schmitz und ich waren die einzigen, die beim Durchbruch des Wassers unten auf der Sohle standen. Die Kameraden hatten wir bereits nach über Tage befördert, als wir das erste Mal unten ab geschosst hatten.

Nun kam ich mit meinen Getreuen nach Schacht II/I Marxloh. Wir wohnten in Walsum und meine Familienstärke betrug mittlerweile zehn Köpfe, wir beide und acht Kinder.

Da kam eines Tages der Bürgermeister ins Haus. Es war ein Neubau, der von der Sparkasse finanziert wurde, weshalb der Bürgermeister zu Besuch kam.

Da es gerade Mittagszeit war und ich zu Hause saß (um halb zwei musste ich schon wieder zum Schichtwechsel auf der Zeche sein), war meine Frau glücklich. Die Uhr schlug zwölf, wir saßen am Tisch – sieben der Kinder wussten sich schon selbst zu bedienen, das Kleinste saß auf dem Schoß meiner Frau und ich am Kopfende des Tisches.

Eine gute Erbsensuppe dampfte auf dem Tisch; ein Tischgebet, und dann ging es los!

Der Bürgermeister trat zusammen mit dem Architekten in die Stube, blieb erstaunt stehen, sah nur auf die Kinder, wie sie fleißig am Löffeln waren, und sagte zu mir:

„Was sind Sie für ein glücklicher Mann!“

Er war nämlich kinderlos.

Später, als ich im Krieg war, hat dieser Mann meiner Frau mit Rat und Tat zur Seite gestanden, ebenso Direktor Momertz.

Heute hört man immer:

„Wo soll das hinführen, wenn wir so eine große Familie hätten?“

Oder liegt es etwa bei denen, die genug zum Leben haben, daran, dass das Vermögen beim Teilen zu klein wird?

So ging es mir sehr gut, bis am 2. August 1914 als der Krieg ausbrach und unser Glück jäh zerstörte.

Ich musste schon am zweiten Mobilmachungstag nach Wesel, wo ich mich stellen musste.

Weil ich eine Pionierausbildung hatte, kam ich sofort an die Reihe. Wir wurden dem IX. Korps zugeteilt, bei der 1. Armee unter General von Kluck.

Nachdem wir an der Marne schwere Verluste erlitten hatten – man sagte, von 40.000 Mann wurden wir bis an die Aisne zurückgeschlagen –, da war der Krieg im Grunde schon so gut wie verloren.

1916 wurden wir von Minenfeuer so überschüttet, dass ich einen Nervenzusammenbruch erlitt und nach Kleve zur Verwundeten Kompanie kam, von wo ich bald entlassen wurde.

Dank des Direktors Momertz bekam ich einen Posten, auf dem sich meine Nerven nach und nach erholten.

Mein Unternehmer war durch den Krieg ausgeschaltet worden, und so blieb ich auf der Grube II/V Marxloh.

Meine Frau war nach Hause zu ihrer Mutter gegangen und unser Haus stand unter Zwangsverwaltung – das hatten wir meiner Schwägerin zu verdanken! Ich habe es dann aber doch wieder so weit gebracht, dass die Zwangsverwaltung aufgehoben wurde, da ich 1500 Mark Verzugszinsen bezahlt hatte.

Meine Schwiegermutter hat das allerdings nicht mehr lange miterleben können; sie starb in Meiderich.

Nun verkaufte ich das Haus in Meiderich und kaufte ein noch nicht fertiges Haus in Sterkrade in guter Lage mit einem großen Garten und fing von Neuem an zu bauen.

Ich hatte die Arbeit in Hamborn aufgegeben und kam zur Zeche Jacobi in Osterfeld. Meine drei Jungen (15, 13 und 10 Jahre alt) haben auf der Grube, wo ein Kriegsgefangenenlager war, das Fundament ausgegraben.

15.000 Ziegelsteine haben wir alle mit der Handkarre nach Hause gefahren und selbst verbaut.

Wir ließen Strom und Gas verlegen – nun hatten wir ein schönes Dreifamilienhaus mit Stall und einem schönen, großen Garten, und wir fühlten uns glücklich. Ich hatte wieder meine gewohnte Arbeit in der Vorrichtung.

Der Älteste ging mit mir zur Grube; er arbeitet heute noch dort.

Der Krieg war verloren, die Revolution brauste über uns hinweg. Die Ernährungslage war äußerst schlecht, die Inflation kam und so ging es immer weiter.

Die Mutter ging bis nach Oldenburg hamstern. Eines muss ich noch besonders erwähnen: Das war zur Zeit der Ruhrbesetzung die Besatzer dachten, nun hätten sie gewonnen und jetzt würde es Kohle regnen – aber weit gefehlt:

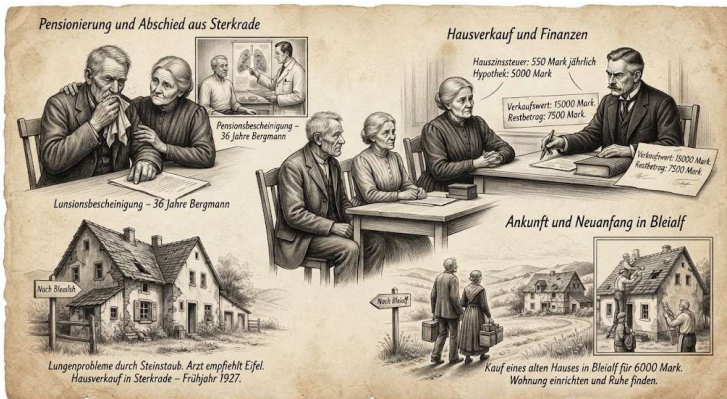
Der Ruhrkumpel verweigerte den Dienst!

Anfahren mussten wir zwar, sogar mit Bajonetten brachte man uns zur Zeche, aber weiter ging es nicht. Wir fuhren täglich an, aber kein Pfund Kohle kam heraus.

Waren unsere acht Stunden um, gingen wir heim,
und so ging das weiter, bis die Besatzung abrückte.

Ich freue mich heute noch, dass wir Ruhrkumpel die
Kohlenschlacht gewonnen haben! Nun surrten die
Seilscheiben wieder auf den Schachttürmen und
brachten die schwarzen Diamanten wieder zutage.

Pensionierung



Ich ließ mich nun pensionieren, da meine Lunge nicht mehr mitspielte; sie hatte eine gehörige Portion Steinstaub abbekommen und der Arzt empfahl mir, in die Eifelberge zu gehen, um mein Leben noch etwas zu verlängern.

Ich war 36 Jahre lang Bergmann im Kohlenpott. Nun ging ich in meine Heimat.

Es war im Frühjahr 1927. Als ich im Herbst nach Sterkrade kam, spürte ich direkt, dass die Luft dort nichts mehr für mich war. Daraufhin verkaufte ich mein mir lieb gewordenes Haus in Sterkrade, wo ich insgesamt sehr wohl und zufrieden gelebt hatte.

Da ich dort jährlich eine Hauszinssteuer von 550 Mark zu bezahlen hatte, entwertete dies mein Haus um die Hälfte des vollen Wertes.

Es wurde gerichtlich taxiert, und nachdem noch eine Hypothek von 5000 Mark in Abzug gebracht wurde, erhielt ich 7500 Mark.

Ich kam nach Bleialf, kaufte mir für 6000 Mark ein altes Haus und musste es erst wohnlich einrichten.

Es war sehr teuer, aber die Lage gefiel mir. Wir mussten fast alles neu verputzen, 8 Türen, 5 Fenster, 2 Fußböden erneuern und viele Reparaturen vornehmen.

Ich wäre besser gefahren, wenn ich neu gebaut hätte, aber wir hatten doch wieder ein eigenes Dach über dem Kopf.

Als die Grube hier wieder in Betrieb ging, kam der Betriebsführer aus Mechernich zu mir und bat mich, auf die Grube zu kommen, um die jungen Bergleute anzulernen. So wurde ich hier angestellt und war wieder voll in meinem Element.

Hier blieb ich – eigentlich gegen meinen ursprünglichen Willen – fünf Jahre lang, sodass meine gesamte Bergmannstätigkeit schließlich 41 Jahre umfasste. Eine lange, aber schöne Zeit!

Ich habe seit 1898 auch dem Katholischen Knappen Verein angehört.

Als Fahnenträger des Knappen Vereins habe ich mit der Fahne den Katholikentag in Essen, den Katholikentag in Düsseldorf, den Eucharistischen Kongress in Köln und die große Knappen Fahrt nach Steele miterlebt, wo über 8000 katholische Knappen mit 16 Musikkapellen zusammenkamen.

Schlechte Erinnerungen



Auch habe ich andere Erinnerungen, die nicht schön zu nennen sind: So habe ich zweimal eine Schlagwetterexplosion mitgemacht.

Das erste Mal opferen 14 Mann ihr Leben. Ich war nicht direkt an der Unglücksstelle, aber nicht weit davon entfernt, sodass mich der gewaltige Luftdruck gegen den Stoß schleuderte und ich zunächst gar nicht wusste, was los war.

Es war Ostermontag; die Wetterführung war umgestellt worden und wir sollten die Ventilation in Betrieb setzen.

Dadurch waren nicht viele Leute in der Grube: die 14 Toten, ein Steiger, ein Schlesier und ich. Nachdem wir wieder zu Bewusstsein gekommen waren, eilten wir zur Unglücksstätte und fanden alle tot vor.

Nachdem wir die brennenden Stempel mit dem Minimax [Feuerlöscher] gelöscht hatten, machten wir uns an die Bergung der Toten.

Dann kam aber auch schon die Rettungskolonne, allen voran Direktor Momertz. Der ließ aber keinen von der Rettungskolonne in die Gefahrenzone, denn diese hatten tüchtig getrunken und waren nicht ganz klar im Kopf.

So mussten wir die Toten bis zur Sohlenbahn bringen. Sie wurden auf Tragbahren geschnallt und über die Strecken bis zur Sohlenbahn befördert.

Um 12 Uhr nachts war die Explosion gewesen, und um 11 Uhr vormittags hatten wir den letzten Toten im Querschlag geborgen; mit diesem fuhren wir drei dann aus.

Meine Frau glaubte schon, dass ich auch unter den Toten sei, und war schon früh morgens auf der Zeche. Es war eine schreckliche Nacht, während oben Tanz, Zechgelage und Musik herrschten.

Die Toten wurden vom Bischof von Münster beerdigt. Ich war mit der Fahne des knappen Vereins ebenfalls dabei – ein trauriger Zug, 14 Särge!

Nun ging es wieder einige Monate gut und man hatte das Unglück schon fast vergessen. Eines Nachts war ich mit Sprengarbeiten auf der 7. Sohle beschäftigt, als plötzlich ganz in unserer Nähe – etwa 100 Meter von uns entfernt – eine furchtbare Detonation erfolgte.

Wir fanden uns an den Stößen und im Sumpf wieder, völlig ohne Licht im Dunkeln. Nach langem Suchen fanden wir zwei Lampen wieder und liefen hin.

Wir waren zu viert.

Kohlenstaubexplosion, 5 Tote!

Es kam dann aber auch schon die Rettungsmannschaft, und am frühen Morgen bei der Anfahrt der Frühschicht lagen wieder fünf Kumpel in der Leichenhalle. Trotz alledem war mir mein Beruf lieb, und ich hätte ihn mit keinem anderen vertauscht.

Es hat mich immer enttäuscht, dass gerade die Landbevölkerung uns Kumpel als Menschen zweiter Klasse angesehen hat.

Bedenkt doch: Ohne den Bergmann und den Fabrikarbeiter gäbe es keine Pflugschar, kein Hufeisen, ja nicht eine einzige landwirtschaftliche Maschine, keinen Herd und nicht einmal einen Kochtopf! Aus all dem können wir sehen, dass der Schöpfer es doch richtig eingerichtet hat.

Darum fort mit der Einbildung, du wärest etwas Besserer als der andere! Denkst du vielleicht, weil du über einen schönen Hof und viel Land verfügst, worüber dich der Schöpfer als Verwalter gesetzt hat, wärest du mehr wert?

Komm auf den Friedhof, sieh dir die Toten an! Wenn du noch keinen gesehen hast, der ein Jahr in der Erde gelegen hat, dann wirst du schon einsehen, was wir sind: Die Würmer machen keine Ausnahme mit dir, und wärest du noch so reich! Im Reich der Toten sind wir alle gleich!

Totengräber



Nachdem ich meine Bergmannstätigkeit für immer aufgeben musste, aber nicht ohne Arbeit sein kann, wurde ich Totengräber.

Obwohl ich bald 73 Jahre alt werde, kann ich nicht ohne Beschäftigung sein. Ich habe mir vorgenommen, unseren Friedhof würdig zu gestalten, besonders die Gräber der Gefallenen zu pflegen und diejenigen, die noch im Felde gefunden werden, auf den Friedhof zu überführen.

Ich freue mich schon jetzt auf den Frühling, und wenn die Vögel singen, kann ich wieder die mir lieb gewordene Arbeit aufnehmen. Es ist schöner, unter freiem Himmel im Sonnenschein zu sein als die Arbeit des Bergmanns tief unten in der Erde.

Ich hoffe, dass mir noch einige Zeit bleibt, damit der Friedhof gepflegt wird, ehe ich dort meine letzte Ruhe finde.

Früher, als ich noch jüngerer war, betrieb ich den einzigen Sport, der mich erfreute: das Wandern. Ich war immer Mitglied des Eifelvereins und hatte in Sterkrade eine schöne Ortsgruppe aufgezo-gen, etwa 100 Mitglieder stark. Wir hatten auch über 40 Jugendliche – das war die eigentliche Wanderabteilung.

Sechs Mandolinen, vier Gitarren und zwei Violinen bildeten unsere Musikgruppe. Die Bekleidung unserer Jungen bestand aus Hütchen mit Reiherfeder, weißem Hemd, bestickten Hosenträgern in Grün und Gelb (den Eifelfarben) sowie dem Eifelvereinsabzeichen. Wir hatten jeden Monat eine Zusammenkunft.

Auch hatten wir gut gestellte Geschäftsleute bei uns im Verein, die viel stifteten; so konnten wir jeden Monat ein Kaffeetrinken veranstalten.

Kuchen, Kaffee, Milch und Zucker hatten wir immer genug. Unter unseren Mitgliedern hatten wir zwei Studienräte, drei Oberlehrer, vier Lehrer, einen Pater von der Schwarzen Heide und den Pastor der Herz-Jesu-Pfarrei.

Es war mir sehr peinlich, dass ausgerechnet ich der Vorsitzende war und alles in die rechte Bahn lenken musste, wo doch die Herren den Posten des Vorsitzenden viel besser hätten führen können!

Sie hielten sehr lehrreiche Vorträge über die Eifel und ihre Vorgeschichte. Während bei Kaffee, Vorträgen, Theaterstücken und humorvollen Beiträgen der Nachmittag flott dahinging (meistens wurde es 12 Uhr nachts, ehe wir auseinandergingen), freuten wir uns schon auf die nächste Versammlung.

Die Jugendabteilung machte meistens zwei Wanderungen im Monat.

Die Jugendlichen waren nie sich selbst überlassen, sondern es wurde jedes Mal in der Versammlung ein Wanderführer gewählt. Das war immer ein älterer Mann, der die Verantwortung trug und auch dafür sorgte, dass irgendwo die heilige Messe besucht wurde.

Auf der nächsten Versammlung musste ein genauer Bericht über die Wanderung erstattet werden. Der Wanderführer wurde durch Zuruf gewählt, und meistens traf es mich.

Ich muss sagen: So gerne ich auch einmal meine Ruhe gehabt hätte, war ich doch stolz, mit meinen Eifelkindern mit Musik und Gesang in Gottes herrlicher Natur dahinzuziehen, die wir hier im Ruhrgebiet so stark vermissten!

Statt Bäumen, Blumen, einem schönen blauen Himmel und frischer Luft, was wir auf den Wanderungen reichlich hatten, sahen wir hier den ganzen Tag nichts als Schornsteine und einen von Dunst und Gasen getrübbten Himmel.

Da lebt nun eine schwer schuftende Bevölkerung und hat nicht einmal klare Sonne – nur schwere Arbeit für das tägliche Brot, und trotzdem ist sie zufriedener als das meiste Volk auf dem Lande, das keine Nahrungssorgen kennt.

Man sagt auch so gerne:

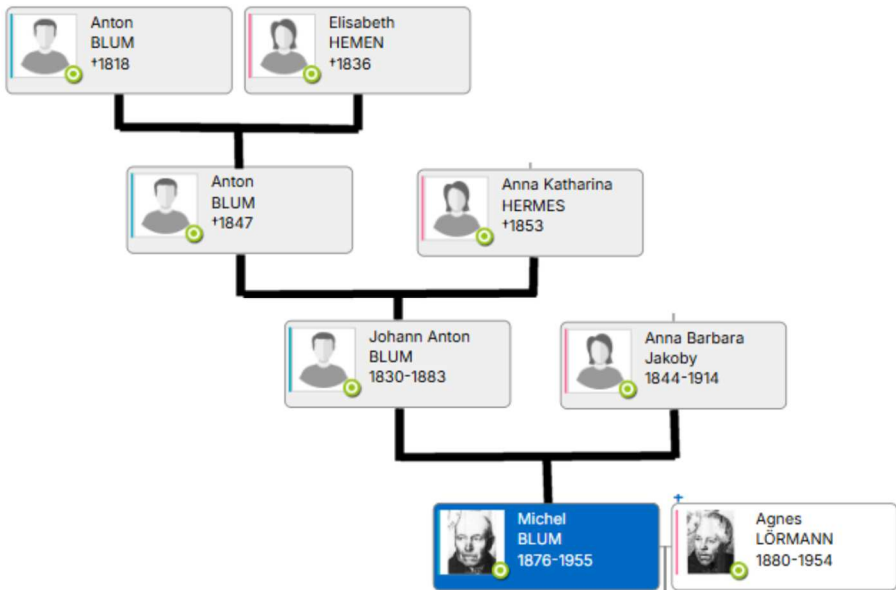
„Das sind doch alles Kommunisten!“

Das ist nicht so! Komm dorthin, sieh dir alles an und du wirst anderer Meinung werden: Sieh dir die Kirchen an, beobachte die Andacht und die Ordnung, beobachte die Fronleichnamsprozession, sieh dir die Hamborner Fußpilger an, die jedes Mal zu Mariä Geburt nach Kevelaer pilgern! 150 Jahre lang haben sie schon den Weg zur Muttergottes gemacht.

Drei Tage sind sie unterwegs und kommen müde zurück – das sind nämlich jeweils 13 Stunden Fußmarsch am Tag! Hast du sie im vorigen Jahr denn nicht gesehen und nicht gehört, wie sie in der Basilika gesungen und gebetet haben:

„Maria, wir rufen dich“?

Stammbaum



12 **Kinder**
 20 **Enkel**
 28 **Ur-Enkel**
 25 **Ur-Ur-Enkel**
 11 **Ur-Ur-Ur-Enkel**

Alle Angaben ohne Gewähr

Anmerkung:

Der Text wurde aus den Handschriftlichen Aufzeichnungen, der in Altdeutscher Schrift geschrieben wurde, in das heutige Hochdeutsch übersetzt.

Hilfsmittel für die Übersetzung und der Syntax unter anderem Google Gemini, sowie zur Erstellung der Zeichnungen.

Ins Buchformat umgeschrieben von

Wilfried Esser (Urenkel von Michel Blum)